

Dermisches.

Der Kaiser gegen die Verbreitung seiner Bilder. Wie man hört, hat der Kaiser und gleichermaßen die drei ältesten Prinzen ein Rundschreiben an sämtliche Hofphotographen und Photographen der Mitglieder der kaiserlichen Familie durch seinen Oberhofmarschall richten lassen, in dem die Photographen sich schriftlich verpflichten müssen, sich des Rechtes an den von ihnen aufgenommenen Bildern des Kaisers, sowie der Mitglieder der kaiserlichen Familie zu begeben und diesen Verzicht durch die Unterschrift unter das Zirkular auszuweisen. Diese Maßnahme wurde hervorgerufen durch phantastische Gruppenzusammenstellungen, die zum größten Teil auf Anstandsarten verbreitet wurden und die sich meist nicht sonderlich durch künstlerischen Geschmack auszeichnen. Der Kaiser hat es mißliebig bemerkt, daß die Bilder in vielen Fällen durchaus phantastisch waren; so hatte z. B. der kleine Sohn des Kronprinzen auf einem Bilde einen Helm auf dem Kopf in einem Alter, wo er noch nicht einmal eine weiche Mütze tragen konnte. Desgleichen waren anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeit des Kronprinzen massenhaft phantastische Darstellungen erschienen, die unschön waren. Diesem Brauch wird nun ein Ende gemacht. Die Photographen sind jetzt gehalten, alle Bilder, die der Öffentlichkeit übergeben werden sollen, vorher erst an die dargestellten fürstlichen Persönlichkeiten einzusenden und nur nach diejenigen vervielfältigen zu lassen, für die die Genehmigung erteilt worden ist.

Ein neues Heilverfahren. Professor Bier, wohl unser modernster Chirurg, dem die Ärzte und die Kranken schon eine Reihe segensreicher Neuerungen verdanken, hat die medizinische Welt wiederum mit einer wichtigen Entdeckung überrascht. Wie schon öfter, hat er sich auch hierbei wieder die Aufgabe gestellt, dem Kranken die Schmerzen vor, während und nach der Operation zu lindern. Das neue Verfahren lehnt sich an die gleichfalls von Bier angegebene Stauungsbehandlung an, jene Methode, die entzündliche Erkrankungen nicht mehr wie früher mit kaltem Wasser und Eis, sondern durch künstliche Blutüberfüllung heilt, und die jetzt auf Grund ihrer sabelhaften Erfolge Gemeingut aller Ärzte geworden ist. Man hat heutzutage das Bestreben, die Allgemeinartose, die immerhin noch einige, wenn auch geringe Gefahren für das Leben des Kranken in sich birgt, durch Schmerzlosmachung (Anästhesierung) nur des Teiles, an dem die Operation vorgenommen werden soll, zu ersehen. Neben

men wir an, jemand hätte sich einen komplizierten Oberschenkelbruch zugezogen, d. h. der Knochen wäre nicht nur gebrochen, sondern das eine Knochenende wäre durchgestoßen und hätte dadurch eine offene Wunde erzeugt, so hätte man bisher bei der Behandlung zur allgemeinen Narkose gegriffen. Bier verfährt nun folgendermaßen: Es wird erst oberhalb, dann unterhalb der Wunde eine Gsmarsche Gummibinde fest angelegt, um die Blutgefäße zusammenzudrücken und das ganze Gebiet blutleer zu machen. Nunmehr wird in eine Vene bis 80 Kubikzentimeter einer halbprozentigen Novolainlösung eingespritzt; nach ganz kurzer Zeit wird der völlig blutleere Körperabschnitt absolut unempfindlich, so daß der Chirurg wie an einem abgestorbenen Körperabschnitt arbeiten kann. Bis zur Narkose und zur Anlegung des Verbandes verliert der Patient keinen Tropfen Blut und empfindet nicht die geringsten Schmerzen. Ist die Operation beendet, so wird die obere Gummibinde gelöst und wenige Minuten darauf ist das Gefühl und die Bewegungsmöglichkeit wieder vorhanden, denn der freigegebene Blutstrom schwemmt die Anästhesie hinweg. Das Anwendungsgebiet der „Venen-Anästhesie“ ist sehr groß und vorläufig noch gar nicht zu übersehen. Das neue Verfahren stellt einen schonenden und ungefährlichen Eingriff dar, den man höchstens vielleicht bei ganz alten Leuten und Juckerkranken nicht anwenden wird. Man kann den Worten Biers, mit denen er die Veröffentlichungen seiner neuen Methode in der Medizinischen Gesellschaft schloß, „daß die Venenanästhesie ein Verfahren ist, dessen Vollständigkeit und Großartigkeit alle anderen Methoden der örtlichen Betäubung in den Schatten stellt“, nur voll und ganz zustimmen.

Die gestörte Kindstauung. In welche Aufregung die Bevölkerung in Leipzig durch die Nachricht von Zeppelins Kommen versetzt wurde, illustriert folgendes, dem L. Z. mitgeteilte Geschichtchen, das den Vorzug hat, wahr zu sein: In einer Familie will man die Taufe des ersten Sprößlings und Stammhalters festlich begehen. Eine größere Anzahl Gäste, aus Leipzig selbst und von auswärts, ist geladen und auch zu köstlichem Tauffchmaus gegen 1 Uhr in der Wohnung fast vollzählig versammelt. Die glückstrahlende Mutter hat eine renommierte Kochfrau engagiert. Auch ein Lohndiener ist gewonnen. Eine leckere Speisefolge harret ihrer natürlichen Bestimmung, und schon nimmt man Platz um die festlich geschmückte Tafel. Da härt hier ein Nachzügler mit der Bombennachricht: „Zeppelin ist soeben auf dem Meßplatz gelandet.“ Sprichs, macht kehrt und verläßt eilenden Schrittes

das gastliche Haus. Der Lohndiener, der soeben zwei Teller Krebsuppe bringt, hört die Botschaft, setzt die Teller auf den Anrichtentisch und ist — verdunstet. Und ehe noch eine Minute veronnen, bergen die Räume des Tauffhauses nur noch eine weinende Mutter, einen schreienden Säugling und eine schimpfende Kochfrau.

Ein netter Text! Eine Leserin teilt der „Frl. Zg.“ folgendes niedliche Geschichtchen mit, das während des Sängerkampfs in Frankfurt passierte und das den Vorzug haben soll, wahr zu sein: Ein betagter Chorleiter, dem die vorzügliche Verpflegung in Frankfurt sichtlich gut bekam und der dem Spezialstudium all der gebotenen kulinarischen Genüsse mit Gründlichkeit oblag, wurde nach einem opulenten Mahle vom Kaiser ins Gespräch gezogen. „Majestät“, sagte der würdige Herr, der sich gerade in die Bekanntschaft mit einer neuen Sektorte vertieft hatte, „nächstens dirigiere ich ein Konzert in das auch Ihre Frau Gemahlin kommt.“ „So? Haben Sie auch in Bezug auf meine Frau einen netten Text gewählt?“ „Gewiß, Majestät!“ „Nun, welchen denn?“ „Wenn alle untreu werden!“ (Text eines alten Kirchenchores.) Tableau! — Der Kaiser lacht laut auf, Graf Hülshausen-Dalmer windet sich vor Lachen. „Wie heißt denn der Verein, für den Sie ein Konzert geben?“ entringt es sich mühsam dem Monarchen, der des Lachens nicht Herr werden kann. „Der Frauenländische Vaterverein, Majestät!“

Eine schlagfertige Antwort. In den Signalen für die musikalische Welt lesen wir folgendes nette Geschichtchen: „Der Dirigent eines gemischten Chores, von dem behauptet wird, daß er seine außerordentlichen Erfolge zum Teil der monumental Grobheit verdankt, mit der er die Chormitglieder behandelt, überließ den Stab während gelegentlicher Abwesenheit einem ehrgeizigen jungen Assistenten. Der aber nahm sich vor, dem Meister zum wenigsten im Punkte der Grobheit gleichzukommen. Als nun bei der ersten Probe ein wertvolles Mitglied des Tenors, ein angesehener Kaufmann, sich gestattete, eine Viertelstunde zu spät anzutreten, meinte der junge Dirigent ironisch: „Ihre Uhr geht wohl nach?“ Mit der größten Gelassenheit erwiderte der Kaufmann und Tenor: „Nein, aber mein Geschäft geht vor!“

Nicht zu verblüffen. Die deutsche Wochenzeitschrift für die Niederlande erzählt ein lustiges Geschichtchen, das für manchen vielleicht noch neu ist: Ein lustiger Bruder Studio in Amsterdam ließ ein Skelett photographieren und schickte das

Vom „Roten Grabe“ in das „Schwarze Diamantreich.“

Skizze nach den Erzählungen eines afrikanischen Kolonisten von Karl Wehner.

2) (Nachdruck verboten.)

Schluss. — Sie lagen fast erschöpft noch an derselben Stelle. Wir teilten das Brot untereinander und tranken Wasser aus dem Bache, wobei ich mein Schlangenabenteuer zum besten gab.

Da tiefen die beiden Neger freudig: „Oho, schwarze Schlange tot, sehr gut, sehr gut!“ Und sie stürzten auf die andere Seite des Baches, wo sie auch die tote Schlange noch fanden. Sie trennten den giftigen Kopf derselben mit einem Messer ab, machten rasch ein Feuer an, brieten die Schlange daran und verzehrten das Fleisch mit einem Wohlbehagen. Sie boten uns noch von dem Lederbissen an, wir beiden Weißen dankten aber bestens für den Schlangenbraten, doch weiß ich nicht genau, ob wir nicht, wenn wir das Brot nicht erhalten hätten, schließlich aus Hunger doch von der gebratenen Schlange gegessen hätten, obwohl sie ganz abscheulich roch.

Wir brachen dann auf und kamen bei glühender Sonne bis zu einem Plateau, welches, da es inzwischen Nachmittag geworden, sich sehr gut zu einem Lager für uns eignete.

Ich deutete darauf hin, aber die Neger schüttelten mit dem Kopfe und sagten:

„Not there, Sir, that is an poison tree!“
„Ein Giftbaum?“ fragte ich. „Wie ist das möglich? Der hübsche Baum dort sieht so einladend aus. Der kann doch nicht giftig sein!“

Leopold Langen aber sagte: „Hinsichtlich der giftigen Tiere und Pflanzen sind die Schwarzen mit einem viel glücklicheren Instinkte ausgerüstet als wir Weißen. Ich habe dergleichen hier öfter vernommen und mir ist auch eine Sage von einem Giftbaume bekannt, der in dieser Gegend öfter vorkommen soll. Wir täten wohl besser, wir hörten auf die schwarzen Burschen!“

Ich aber bestand darauf, den Baum in der Nähe zu sehen und ging darauf los. Auch die Neger gingen noch eine Anzahl Schritte mit, dann blieben sie, den Kopf schüttelnd, aber stehen.

Ich kam dem seltsamen Baume immer näher und näher und merkte, daß von demselben ein penetranter Geruch ausging, der wahrhaft betäubend wirkte.

Ich gab, da ich diese betäubende Einwirkung auf mich selbst verspürte, meinen Plan auf, auf dem Plateau zu lagern und machte mit den Schwarzen einen großen Bogen um den giftigen Baum herum. Wie ich hier gleich erwähnen will, fand ich den giftigen Baum später in Südafrika noch oft wieder und erfuhr, daß derselbe ein Verwandter von dem bekannten Strychnos Ignatia amara sei, eine Abart

des schwer giftigen Ipaas- oder Uraribaumes, dessen Blüte und Beeren eins der stärksten Pflanzengifte enthalten. Daß harmlose Reisende, welche ahnungslos sich unter dem schönen Baume gelagert und im Schlafe den giftigen Duft der Blätter und Blüten eingeatmet hatten, von dem Gifte getötet worden sind, ist früher in Afrika oft vorgekommen.

Wir wanderten nun in der Wildnis weiter und suchten eine Unterkunft.

Am Abend fanden wir glücklicherweise eine Farm, auf welcher Farmer holländischer Abstammung hausten, die kaum erkannt hatten, daß mein Freund Leopold und ich Deutsche seien, als sie uns so gleich wie eine Art von Landsleuten aufnahmen.

Die Neger mußten bei den Leuten im Hofe bleiben, denn gegen alle Neger hat der Bur eine starke Abneigung, was man auch bei allen Buren am Haß gegen die Kaffern wahrnehmen kann.

Dieser Farmer, der Verhältnisse wegen schon vor Jahrzehnten aus Transvaal ausgewandert war, hieß Ludwig van Hiddon, und er zeigte betätigt den edlen Charakter eines freien Buren.

Als wir ihm nämlich unser Unglück mit unseren Pferden und der Pferdefeuche erzählten, sagte er gutmütig:

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag! Sie wollen sich Geld von Lagos holen? Ich leihe Ihrem Gefährten ein Pferd, daß er heimreiten und das Geld beschaffen kann; die Neger schicke ich morgen früh weiter, Sie selbst aber, Rynheer, bleiben bis zur Rückkunft Ihres Freundes bei mir!“

Bild seinem Vater mit einem Schreiben, in dem er schilderte, wie er durch übermäßiges Studieren diesen Zustand der Abmagerung geraten sei. Er bedürfe längerer Ruhe, besserer Speisen und neuer Kleidung, wofür viel Geld nötig sei. Umgehend traf eine Depesche des Vaters ein: „Brächtige Gelegenheit für Dich, um Dich fürs Varieté engagieren zu lassen!“

Ein gemütlicher Posten. Von Leopold I., König der Belgier, erzählt ein französisches Blatt eine amüsante kleine Anekdote. Der König verläßt den Palast und sieht an der Schloßtür den Wachtposten, der gemütlich ein Stück Pflaumenkuchen verzehrt. „Woher kommst du, mein Freund?“ fragt der König. Der wackere Kriegsmann sieht den König von der Seite an: „Sind Sie aber neugierig!“ Schließlich gibt er dem Fragenden Auskunft und erkundigt sich nun auch seinerseits: „Und Sie, was sind Sie denn eigentlich? Wahrscheinlich Offizier?“ „Jawohl.“ „Verabschiedet?“ „Pensioniert; aber raten Sie, mit welchem Rang?“ „Hauptmann?“ „Nein, höher.“ „Major?“ „Nein.“ „Oberst?“ „Nein.“ „General?“ „Nein, noch höher.“ „Dann sind Sie vielleicht der König selbst?“ „Ja.“ „Ach, — dann halten Sie mir mal bitte meinen Kuchen, damit ich vor Ihnen präsentieren kann.“

Wie ist das Meer entstanden? Nachdem die Glutmasse des Erdkörpers sich mit einer festen Rinde umhüllt hatte, waren die schweren Bestandteile des Erdkerns von den leichten Bestandteilen der späteren Atmosphäre geschieden. Diese Atmosphäre nun, in welcher auch das gesamte Wasser des Weltmeeres ursprünglich enthalten war, mußte sich unter dem Einfluß der ungeheuren Kälte des Weltraums verhältnismäßig rasch abkühlen, da sie ja durch das Panzergewölbe des feuerflüssigen Erdkerns von dessen erwärmendem Einfluß mehr oder minder geschieden war. Nach den neuesten Ansichten der Wissenschaft sollen schon wenige Tage nach Entstehung der Uratmosphäre die ersten Wassertropfen herniedergefallen sein. Und gleich nach diesen Tropfen soll dann mit katastrophentlicher Gewalt der ganze damalige Wassergehalt der Luft, das ganze heutige Weltmeer herabgestürzt sein. D. Mallet in London hat diesen Vorgang zum Gegenstand einer höchst interessanten Studie gemacht, die auf folgenden Voraussetzungen beruht. Der Druck der heutigen Atmosphäre entspricht im Meeresspiegel einem Gewicht von 760 Millimeter Quecksilber, und der Siedepunkt des Wassers ist hier 100 Grad Celsius. Verteilte man nun das Wasser des Ozeans gleichmäßig über die ganze Erdoberfläche, so würde dieses Weltmeer 2000 Meter tief sein. Da aber je 10 Meter Wasser dem Druck einer Atmosphäre entsprechen, so müßte die Uratmosphäre, in der noch alles spätere Wasser dampfförmig enthalten war, überall einen Druck von 200 Atmosphären ausgeübt haben, und bei diesem Druck würde der Siedepunkt des Wassers bei 375 Grad Celsius gelegen haben.

„Wie könnte ich etwas dagegen haben?“ Herr van Hiddens ward immer zutraulicher gegen mich.“

Er besaß zehn Kinder, vier Mädchen und sechs Knaben. Alle sahen blühend aus, besonders der jüngste Sohn, der etwa 14 Jahre alt sein mochte, machte einen sehr guten Eindruck auf mich.

Als ich das bemerkte, sagte Herr van Hiddens: „Als Sie vorhin von der schwarzen Schlange erzählten, dachte ich gleich an unsern Ernst!“

„Wie meinen Sie das?“ frug ich erstaunt. „Das will ich Ihnen bei einer guten Zigarre später unter jenem Affenbrodbaume im Hofe erzählen, wo meine Margarete eben den Frühstückstisch deckt. Kommen Sie!“

Als aber alle fort waren und Leopold Langen seinen Ritt nach Lagos angetreten hatte, holte Hiddens die Zigarren hervor und begann:

„Ich wollte Ihnen ja von Ernst erzählen! Also hören Sie, Mynheer!“ Wie es hier Sitte ist, übergaben wir unsern Ernst gleich nach der Geburt unserer Negerin Mary, die eben ihr Kind verloren hatte. Diese Negerinnen sind überaus kräftig und übermitteln ihren Ammenkindern meistens animalisches Leben in einem Maße, das billigerweise Erstaunen erweckt! In diesem Falle blieb aber Ernsts Gedehen weit hinter unseren Erwartungen zurück.

Meine Margarete meinte: „Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen!“

„Wie meinst Du das?“ fragte ich. „Ich weiß es nicht! Natürlich geht es nicht zu!“

Von diesem Augenblicke an ließ ich die Negerin Mary nicht mehr aus den Augen. Mary zog sich jedesmal nach der Mahlzeit in ein Gebüsch zurück

Bei einer Abkühlung der Atmosphäre bis auf 375 Grad Celsius hätte also damals das erste flüssige Wasser auf der Erde bestehen können. Durch jeden herabfallenden Tropfen wurde aber die Schwere der Luft und damit auch der Siedepunkt des Wassers herabgesetzt, sodaß sich dieser Urregen selbst von Augenblick zu Augenblick immer mehr beschleunigte und verstärkte, und in ganz kurzer Zeit zu einer ungeheuren Katastrophe auswuchs, die bei dem Atmosphärendruck 1 und einer Temperatur von 100 Grad Celsius ihr Ende erreichte. 100 Grad Celsius geben denn auch die Temperatur des Meeress an, und es ist demnach falsch, von einem „kochenden“ Urmeer zu sprechen, da nur bei einer Temperatur von mehr als 100 Grad der Siedepunkt erreicht werden konnte.

Wahre Geschichten werden der „Tägl. Rdsch.“ aus ihrem Leserkreis erzählt: Pastor D. in B. wanderte einmal als junger Predigtamtskandidat in Oesterreichisch-Schlesien. Da sah er ein Bauernweiblein vor einem Muttergottesbilde beten. Mit ihm zugleich setzte sie dann ihren Weg fort, und bald entspann sich ein Gespräch. Sie erzählte, daß sie es sehr schwer habe mit ihrem Manne, der dem Trunke ergeben sei und fast allen Verdienst ins Wirtshaus trage. Nun habe sie eben zur Heiligen Mutter Gottes gebetet, daß die ihr Elend wende. „Warum betet Ihr denn nicht lieber zum Herrn Christus?“ fragte er dagegen als eifriger Protestant. „Ach“, erwiderte sie, „der würde mir ja doch nicht helfen: — die Mannsleute halten einmal immer zusammen.“ — Zum Amtsvorsteher eines schlesischen Dorfes kommt ein Bäuerlein, um seine Wiederverheiratung anzumelden. „Na, Krause“ sagt der Amtsvorsteher jovial, „das ist recht, daß Ihr Euch wieder verheiraten wollt; da gratuliere ich Euch schön zur jungen Frau.“ „Ach Jes“, Herr Amtsvorsteher, entgegnet das Bäuerlein darauf, „sagen Sie od nicht ärztlich lange was! Wer wech, was ser a Vieß se wieder is.“ — Im Stammbuch eines Dorfschulmädchens aus der Lausitz findet sich folgender Vers:

Keine Blume duftet so schön,
Als wenn wir zwei zusammenstehn.

Die Betten an die Sonne. Wie zuträglich ein gutes Lüften und Sonnen der Betten ist, weiß jede Hausfrau, nur scheuen viele Hausmütter das öftere Sonnen, weil es mit zu viel Mühe und Arbeit verbunden ist. Wenn man aber nicht ständig die Betten zum Sonnen in Hof oder Garten trägt, so ist die Arbeit nicht so arg. Vermeiden soll man das Sonnen im Juli, da in diesem Monat die Sonne zu scharf ist, am besten eignen sich April, Mai, Juni, August und September zum Sonnen. Niemals soll man mit jedesmaligem Sonnen auch ein Klopfen der Betten verbinden, wiederholtes Klopfen ist den Bettstücken schädlich, es genügt völlig, um sie von Staub und Schmutz für längere Zeit zu befreien, wenn man die Betten einmal im Früh-

um zu — schlafen. Da sah ich denn plötzlich etwas, was mir das Blut in den Adern erstarren machte! Aus dem Busch kam eine dicke, schwarze Schlange heraus und legte sich, sobald Mary schlief, neben ihr nieder, gleichzeitig nach den Wangen langend, aus denen sonst unser Ernst Labe saugen sollte. Nun hatte ich: die Schlange wurde an dieser Lebensquelle fett, Ernst mager, weil er nicht mehr genug Nahrung vorfand! — Kurz entschlossen ging ich der Schlange nach und schlug sie mit einem Knüttel tot! Sie hatten nun sehen müssen, Mynheer, wie der Knabe seit diesem Tage zunahm! Er hat damals die Grundlagen zu seinem Erblühen gelegt.“

Von den „Schwarzen Schlangen“ habe ich später noch viel gesehen, aber nie so etwas Seltsames und zugleich Graufiges, wie das von Ernst van Hiddens Negeramme!

Mein Freund Leopold Langen kam am andern Tag wieder. Er brachte für uns von seinem Bruder fünfzig Pfund Sterling mit, womit wir unser Glück in der Kapkolonie versuchen sollten. Wir suchten das erste englische Schiff auf und fuhren mit diesem nach Capland.

Ein Zufall führte uns beiden Leidensgenossen gegen Stettenbosse, wo sich gerade neue Edelsteinminen aufgetan hatten.

Wir wandten unser Geld dazu an, uns einen Anteil an einem neueröffneten Diamantenbergwerke zu kaufen, wir mußten aber furchtbar hart mit in dem Bergwerke arbeiten, um den Diamantenbau zu fördern. Ach, wie viele schwere Arbeit haben wir da scheinbar vergeblich vollbracht. Aber nach fünf Monaten fanden wir einige haselnußgroße Diamanten und unser Glück war gemacht.

jahr und Herbst klopft. In den angegebenen Monaten sollte man jeden sonnigen Tag zur Durchsonnung der Betten benutzen und die Bettstücke dazu einfach in einem sonnigen Zimmer, durch dessen weitgeöffnete Fenster lichter Sonnenschein flutet, auf ein großes weißes Tuch auf den Boden legen und sie unter wiederholtem Wenden so lange dort sonnen lassen, wie die Sonne hineinscheint. Einmaliges Lüften im Freien im Monat genügt dann vollkommen zur Auffrischung der Betten, man wird dann immer lockere Kissen und Decken haben, auf denen es sich wohl ruhen läßt.

Gegen Fliegen: 1. Zugluft durch gegenüber geöffnete Fenster oder Türen; 2. Ausräuchern mit Essigdampf, vermittelt eines auf einer Eisenchaufel liegenden heißen Steines; 3. Ausprühen bezw. Ausstäuben überall dort, wo die Fliegen zum Vorschein kommen, vornehmlich an den Fenstern und Wänden, vermittelt besten dalmatinischen Insektenpulvers, oder besser mit Insektenpulvertinktur. Während des Ausstäubens oder Räucherns muß man Türen und Fenster schließen, dann alle toten Fliegen zusammenlesen und verbrennen und die betreffenden Zimmer gut lüften.

Zehn Regeln für die Krankenpflege.

1. Das Krankenzimmer soll geräumig sein, ohne Polstermöbel und Teppiche und sonstige unnütze Staubfänger.
2. Das Krankenzimmer muß gründlich gelüftet werden, ohne den Kranken durch Zug zu belästigen.
3. Der Kranke muß peinlich rein gehalten werden, und die Pflegerin muß die ihm nötige Ruhe zu sichern besorgt sein.
4. Die Pflegerin soll den Bedürfnissen und Wünschen des Kranken zuvorkommen, damit er nicht nötig habe, sie zu äußern.
5. Alles, was ansteckende Krankheitskeime enthalten kann, muß entfernt, desinfiziert und verbrannt werden.
6. Die Zahl der Besucher muß vermindert werden; laute Gespräche und Untersuchung müssen ebenso vermieden werden, wie leises Geflüster.
7. Frage nicht, was der Kranke zu essen wünscht, sondern sage ihm: „Ich habe hier etwas Gutes zubereitet, das gewiß schmecken wird.“
8. Beunruhige den Kranken nicht durch Erzählen deiner eigenen Angelegenheiten oder durch Zutragen von aufregenden Neuigkeiten.
9. Lasse die Sonne ins Krankenzimmer hineinscheinen und bemühe dich, selbst ein Sonnenstrahl für den Kranken zu sein.
10. Bedenke bei der Krankenpflege immer des höchsten Gebots: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Erfülle jede Pflicht und Anforderung sofort freudig und gewissenhaft, dann trägt du zur Genesung und zum Wohlbefinden des Kranken bei und wirst selbst Segen davon haben.

In unglaublich kurzer Zeit hatte sich in Kapstadt die Nachricht verbreitet, daß in unserer Diamantengrube die schönsten und größten Diamanten in ganz Südafrika gefunden worden seien. Engländer, Amerikaner und Holländer kamen in Scharen zu uns und wollten uns das damals noch kleine Bergwerk, zu dem aber noch etwas umliegendes Areal gehörte, zu einem hohen Preise abkaufen. Wir wurden aber nicht gleich über den Preis einig, denn wir waren neunzehn Teilhaber an dem Bergwerke und jeder forderte für seinen Anteil einen anderen Preis, einige waren sogar so unerschämmt und verlangten für ihren Anteil, den sie vor sechs oder sieben Monaten mit 25 Pfund (500 Mk.) bezahlt hatten, 100 000 Pfund Sterling, also 2 Millionen Mark. Unter solchen Umständen zerstückelte sich zunächst wieder der Verkauf des Bergwerkes und wir mußten alle wieder schwer arbeiten, um den Betrieb im Gange zu erhalten. Es vergingen auch manchmal Wochen, ehe größere Diamanten gefunden wurden. Außerdem fehlte es uns in unseren Bergwerken an geeigneten neuen Maschinen, um den Diamantenbergbau rationell im großen zu betreiben. Da wurden die nimmersatten Teilnehmer bescheidener in ihren Forderungen und wir verkauften dann das ganze Bergwerk an ein Konsortium für eine halbe Million Pfund Sterling, so daß jeder von uns Teilhabern ein reicher Mann wurde. So sind wir vom „Roten Grabe“ ins Diamantenreich, aus Todesgefahr, Hunger, Armut und Elend in Afrika doch noch zum Glück gekommen und ich sage, bei allen Gefahren ist Afrika doch das zukunftsreichste Land.